

17.01.1901

Stadttheater: Oper.

„Die Regimentstochter“, komische Oper in 2 Akten von Jules Bernoy de St. Georges und J. F. A. Bayard, Musik von Gaetano Donizetti.

In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war Donizetti ein gefeierter Mann, ja er galt sogar als Komponist, obwohl er niemals auf einer höheren künstlerischen Stufe gestanden hat oder bessere Musik geschrieben hat, als heute Herr Paul Lincke, der Schöpfer von „Frau Luna“ und ähnlichen unsterblichen Werken. Herrn Lincke wird kein Mensch auch nur einen Augenblick als ernst zu nehmende künstlerische Erscheinung beurteilen, dagegen der durch und durch unkünstlerische und frivole Donizetti wurde gefeiert. In kaninchenhafter Fruchtbarkeit hat er während seiner 26jährigen Schaffenszeit der Welt 66 Opern geschenkt; wo sind sie geblieben, wer kennt sie noch? Ab und an taucht noch einmal die „Lucia“ aus dem Abgrund der Vergessenheit auf, und das fröhliche Soldatenkind Marie tollt wohl noch über eine oder die andere Bühne; manchmal schwärmt einem auch noch ein alter Musiklehrer von den verwelkten Reizen der „Lukrezia Borgia“ oder der „Linda von Chamonix“ – von der nur noch die letzte Silbe übrig geblieben ist – gedenkt auch wohl noch schmunzelnd der einst so beliebten „Favoritin“. Aber wer weiß noch etwas von seiner Maria Stuart, seinem Tasso – wenn man die heute noch aufführt, dann bedient man sich wenigstens hier in Königsberg, lieber diverser Musik von Lassan („Stell' auf den Tisch!“), Rubinstein oder dem Meister der Stefanie-Gavotte, um dem Publikum aus der Stimmung zu helfen – wer kennt heute noch Donizettis „Johann von Paris“ – bitte, ich meine nicht den von Boieldieu, den ja auch kaum noch jemand kennt. – Es ist ganz gut, wenn ab und zu einmal so eine alte Scharteke neu einstudiert wird, sei es auch nur, damit man nicht vergißt, was wir Wagner zu danken haben, und was wir für Kost nach Beethovens Wirken noch dem „rauhfräßigsten“ aller Omnivoren mundete. Ein näheres Eingehen auf die fade und saloppe Operettenmusik erlasse man mir; vergangenen Sommer mußte ich mich ohnehin mit der „Regimentstochter“ wie mit der „Lucia“ gründlicher befassen als mir lieb war. Wer mein Urteil über die Einzelheiten der Musik erfahren möchte, sei auf das Produkt jenes „Ferienvergnügens“, auf meine Analyse des Werkes verwiesen („Opernführer“ No. 20, Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger).

Die Aufführung des antiquierten Opus verlief recht animiert dank der launigen Inszenierung durch Herrn Röbe, und vor allem dank der temperament- und humorvollen Verkörperung der Titelrolle durch unsere wackere Soubrette Fräulein Lachmann, die eine gesanglich allerliebste, darstellerisch derbe und gesunde Marie hinstellte, und der sie einen sehr kräftigen wohlverdienten Erfolg und häufigen lebhaften Beifall bei offener Szene errang. In den Herren Plücker (Tonio) und Röbe (Sulpig) hatte sie die besten Partner, die sie sich wünschen konnte. Unser tüchtiger lyrischer Tenor bot gesanglich wieder sehr rühmliches, das hohe *b* sang er mühelos und schön, das *c* einige Male sehr geschickt, indem er es in der Fistel ansetzte und bis ins Mischregister anschwellen ließ. Herr Röbe, der den Tyroler Kleinkrieg in schlohweißen Galabeinkleidern – allermindestens wars „erste Garnitur“ – mitmachte, war ebenso gut bei Stimme wie bei Humor. Die kleineren Rollen waren bei Frau Breithaupt, Fräulein Wenkhaus, den Herren Spannaus und Frey auf das beste besorgt und aufgehoben. Von der Musik der Operette war etwa der vierte Teil gestrichen, darunter leider auch die wertvollste Stelle der Partitur, das kurze, aber hübsch gearbeitete Fugato mit seinem soliden Thema im ersten Finale.

Ueber das „Versprechen hinterm Herd“ von Alexander Baumann, das in flotter lustiger Darstellung den Abend sympathisch beschloß, war schon vor etlichen Wochen ausführlich die Rede. Eine Vorstellung, die nicht irgendwie durch das Beleuchtungswesen gestört wird, gehört zu den größten Seltenheiten in Königsberg. Darum nahm es mich auch gar nicht Wunder, daß das Herdfeuer munter dazu leuchtete, als Nandl ausführlich davon spricht, daß es ausgegangen sei und sich dann anschickt, es von neuem zu entzünden. Das kommt davon, wenn ein Feuer so feurig ist, daß es sein Stichwort nicht abwarten kann.

Was die „Nationalgesänge“ betrifft, mit denen das liebenswürdige Stückchen ausgestattet ist, so war es mir sehr interessant zu erfahren, daß es von Hause aus gar keine Nationalgesänge waren, sondern Originalkompositionen des Dichters Alexander Baumann, der keine Note kannte, und daß die hübschen Lieder später thatsächlich Gemeingut des Volkes und Nationalgesänge geworden

sind. Hanslick erzählt hierüber und über den geist- und gemütvollen Autor der reizenden Blüette sehr hübsch und ausführlich an irgend einer Stelle der Selbstbiographie.